

rer den Bauern, und sucht ihm seinen Aberglauben zu benehmen. Wie ihm nun der Bauer seinen Dank thätig bezeugen will, und fragt, was er ihm schuldig sey, sagt er, er verlange nichts, denn er sey genug belohnt, wenn er ihn von seinem Aberglauben überzeugt habe; er solle ihm aber versprechen, wenn etwa Einer oder der Andere seiner Bekannten etwas Aehnliches zu thun im Sinne habe, und er ihn nicht davon abbringen könne, ihn zu ihm zu bringen, welches ihm der Mann sehr gern zusagte. — Zu demselben Pfarrer kam gleich darauf ein anderer Landmann und sagte: seine Frau müsse behert seyn, sie verfiel zusehends, und er wisse doch nicht, daß sie sonst krank sey. Der Herr Pfarrer möchte doch die Güte haben, den bösen Geist bey sei-

ner Frau auszutreiben. Der Ehrenmann sandte aber den Mann mit einem Zettel zu einem Arzte, indem er ihm sagte: er solle erst zu diesem gehen, der stehe mit ihm in solchen Dingen in Verbindung, wenn der aber nicht helfen werde; sollte er in einigen Wochen wieder zu ihm kommen. — Der Bauer ging zu dem vorgeschriebenen Arzte, und derselbe war so glücklich in seiner Cur, daß die Frau schon nach einigen Wochen zusehends genas, und der Mensch nicht wieder zum Pfarrer zu kommen nöthig hatte. — Beweisen diese Paar Beyspiele die Unvernunft des Glaubens an Hererey nicht hinlänglich! O der Schande aller derer, die in diesem Glauben noch länger beharren mögen!

Sitten- und Laster Spiegel, in Gemälden guter und böser Menschen, als Beyspiele zur Nachahmung und Warnung.

1. Leben der Maria Eugendreich, eine Geschichte zur Nachahmung.

Maria Eugendreich besaß in ihrem Leben einen so vortrefflichen Charakter, daß ich nicht umhin kann, denselben hier zu schildern. — Ich zeichne keine Pamela oder Clarisse aus der Ideal-Welt der Romanendichter, sondern ich entwerfe hier eine Geschichte aus der wirklichen Bürgerwelt.

Unsere Maria Eugendreich hatte einen Bürger und Ackermann zum Vater, und eine Mutter aus eben diesem Stande, welche sie aber frühzeitig verlor. Sie mußte daher, da ihr Vater sich nicht wieder verheirathen wollte, in ihrem fünfzehnten Jahre schon sich der Wirthschaft annehmen, nachdem sie bisher nicht nur den gewöhnlichen Unterricht in der dorrigen gut eingerichteten Bürgerschule genossen, sondern auch von ihrer verstorbenen Mutter im Nähen, Stricken, Spinnen, Kochen und anderen häuslichen Geschäften war unterrichtet worden, auch einen geschickten Lehrer in der Rechenkunst, im Schreiben und in der Musik gehabt hatte. Ihr Vater hielt das Rechnen um so wichtiger für sie, weil dadurch der Verstand nicht wenig geschärft wird.

Ihr fähiger Kopf und ihre außerordentliche Lernbegierde hatten gemacht, daß sie es in allen für eine künftige Bürgerinn unentbehrlichen Wissenschaften sehr weit gebracht hatte. — Einige Tage nach der Beerdigung ihrer Mutter nahm sie ihr Vater einstmahls bey der Hand und sagte zu ihr: »Meine liebe Tochter! ich will dir jetzt die ganze innere Wirthschaft des Hauses übergeben. Führe sie so, wie du es von deiner guten Mutter gesehen hast. Sey arbeitsam und fromm, und gib dem Gesinde ein gutes Beyspiel. Wo es dir aber in wichtigen Fällen an Einsicht fehlt, da frage mich um Rath.« Maria sagte auf die Anrede ihres Vaters, daß sie alles thun wolle, was in ihren Kräften stehe, und gern in die Fußstapfen ihrer verklärten Mutter treten wolle. Bey diesen Worten küßte sie die beschränkten Wangen ihres Vaters, wobey auch ihre Augen nicht ohne Thränen blieben.

Maria trat nun ihr Geschäft an. Ihre Jugend verur-sachte Anfangs, daß ihr noch ein gewisses Ansehen fehlte, welches bey dem vielen Gesinde unentbehrlich zu seyn schien. Indessen ersetzte sie doch durch ihren lebhaften Verstand sehr bald das, was ihr an Alter abging; besonders, weil sie in die kleinsten inneren Bedürfnisse

des Hauses einzubringen vermochte, und sich überhaupt ganz untadelhaft ausführte. Sie berechnete mit der größten Genauigkeit wöchentlich ihrem guten Vater die Ausgabe und Einnahme, und besorgte die Küche und das ganze Hauswesen so, daß nicht nur dieser herzlich sich über sie freute, sondern auch alle Nachbarn sich darüber verwunderten. Dabey aber unterließ sie auch nicht, täglich eine freye Stunde dem Lesen nützlicher Bücher zu widmen, wodurch ihr Verstand gebildet, und ihr Herz immer mehr veredelt wurde.

Kaum hatte sie auf diese Weise dem Hause drey Jahre vorgestanden, so wurde sie von einem Haufen junger Freyer umgeben. Der Ruf ihrer Geschicklichkeit und ihres Fleißes, ihr munteres, reizendes und gesundes Aussehen, (obgleich sie übrigens gerade nicht schön war) auch vielleicht ihr artiges Vermögen hatte diese jungen Bürger auf die Beine gebracht. Weil sie sich aber den Grundsatz tief eingepägt hatte, daß das Glück der Ehe auf wahrer Herzensgüte und nicht auf blendendem Schimmer beruhe, so ging sie in dieser Wahl sehr behuthsam zu Werke. — Niederen Schmeicheleyen gab sie kein Gehör. Von Sprödigkeit und Leichtsinne gleich weit entfernt, bewies sie sich im Umgange mit diesem oder jenem Jünglinge immer artig und bescheiden, aber allezeit tugendhaft.

Als einstmahls der junge O. in der Gartenlaube ihres Vaters im Ernste sie um ihre Hand und um ihr Herz bath, so sagte sie zu ihm: Die Sache ist zu ernst und wichtig für ein einziges schleuniges Wort, sie wolle es daher erst reiflich mit sich selbst überlegen, und er möchte so gut seyn, und ein Gleiches thun, dann aber ihren Vater um seine Einwilligung ersuchen. Der junge Mann bewunderte die Weisheit dieser Antwort, that das, was ihm Maria gerathen hatte, und erhielt, nachdem sich der würdige Vater nach der bisherigen Aufführung des jungen O., seinem Charakter (seine inneren Neigungen) und nach anderen Umständen, welche seine Geschäfte betrafen, erkundiget hatte, in einem Zeitraume von einigen Wochen das Jawort. Maria war also Braut des jungen O. — In den goldenen Tagen der Verlobung genoß unsere Maria die Vorempfindun-

gen ehelicher Liebe mit der gehörigen Mäßigkeit und in den Schranken des Wohlstandes. Unter den feurigen Küßen ihres zärtlichen Bräutigams überdachte sie oft und ernsthaft alle ihre vielen und großen künftigen Pflichten. — Endlich nabete der festliche Tag heran, an welchem sie ihrem Geliebten, dem theilnehmenden Freunde und Gefährten auf der Bahn ihres Lebens, ewige Treue schwören sollte. Sie that es mit aufrichtigen Vorsätzen, und nie hat sie ihren Schwur bereuet, noch viel weniger gebrochen. — O. war ein junger nicht unbegüterter Bürger, ein Wirth und Ökonom. Er hatte eine schöne Anzahl eigener Acker, wozu er noch andere gepachtet hatte; doch aber nicht mehr als er übersehen konnte. Maria ließ es gleich in den ersten Tagen ihres Ehestandes ihr vorzüglichstes Geschäft seyn, die Gemüthsart ihres jungen Mannes, seine Neigungen und Gesinnungen, kurz seine gute und schwache Seite kennen zu lernen, damit sie bey Beobachtung der ersten ihrer Hochachtung und Liebe gegen ihn immer mehr Nahrung verschaffe, und Kenntniß dieser, auf Verbesserung derselben bedacht zu seyn, oder sie mit Sanftmuth und Nachsicht ertragen zu können. Außer dem nahm sie sich aber ihrer Wirthschaft mit allem Eifer an. Zuerst bemühte sie sich, die bisherige Einrichtung derselben genau kennen zu lernen, um alsdann den etwa gefundenen Mängeln desto besser abzuhelfen, besonders den Viehstand und dessen Nutzung auf den bestmöglichen Grad der Vollkommenheit zu bringen. — Mit der aufgehenden Sonne stand sie auf, damit dann ihre Leute auch aus dem Bette sehn mußten, ermunterte dieselben zum Lobgesange des Schöpfers durch Absingung eines Morgenliedes, sorgte für Reinigung des Hauses, gab dem Gesinde das Frühstück, bereitete dann das Mittagmahl für ihren Mann und sich, wie auch für ihre Leute, und aß alsdann mit ihrem Gatten ein einfaches aber wohlschmeckendes Gericht, welches besonders noch muntere Gespräche und unschuldige Scherze würzten. — Dann eilte sie wieder, dankbar froh über die Güte ihres Awwaters zu ihren Geschäften, welche nach den Umständen oft sehr verschieden waren. Bald wurde gemästet, bald geschlachtet, bald eingesalzen, bald geräuchert, bald gemahlen, bald gebacken,

bald gewaschen, bald geschauert u. s. w. Alles dieses ordnete sie, und war bey jedem die Aufscherinn, die Hauptperson. Ja oft legte sie selbst Hand ans Werk, schämte sich desselben im geringsten nicht; sondern ermunterte vielmehr durch dieses ihr Beyspiel das Gesinde zur freudigen Nachahmung.

So bald aber die untergehende Sonne den Abend herbey rief, hielt sie eine Uebersicht der von ihren Leuten verrichteten Arbeiten, wies einem Jeden die seinige auf den kommenden Tag an, summirte die auf der in ihrer Wohnstube hangenden Schiefertafel befindliche Rechnung, und besann sich, ob sie wo etwas vergessen habe. Nachdem sie darauf mit ihrem Manne eine kurze Abendandacht, auch zur Nachahmung für ihr Gesinde, gehalten hatte, verfügte sie sich zur Ruhe, und genoss mit dem, der mit ihr Arbeit und Mühe, Tageslast und Hitze gerragen hatte, die ganze Süßigkeit eines erquickenden Schlafes. —

So verfloß das erste Jahr ihrer glücklichen Ehe unter Arbeit und Bönne unvermerkt dahin, bis sie im zweyten einen Sohn bekam, welcher in der Laufe Christlieb genannt wurde. — Maria war selbst Amme ihres Kindes. Sie gewöhnte ihn frühzeitig hart, badete ihn oft im kalten Wasser, wickelte ihn nicht, wie eine Agyptische Mumie in eine Lunge, Herz und Eingeweide pressende Binde ein, sondern in ein leichtes leinenes Gewand, so, daß er bequem getragen werden konnte. So wuchs das Kind zum Vergnügen der Ältern. Gleich nach den ersten drey Monathen ließ sie das Kind in freyer Luft mit unbedecktem Kopfe umher tragen, und bis in den neunten Monath nährte sie dasselbe mit ihrer eigenen Milch. Dann entwöhnte sie es, und gab demselben gekochte um ein Drittheil mit Wasser vermischte und kalt gewordene Kuhmilch zu trinken, werin gut ausgebackenes Hausbrot gerieben war, welches auch zuweilen mit Zwieback abwechselte.

So wuchs Christlieb heran, und wurde stark an Körper und Geist. — So wie unsere Maria außer ihrer Wirtschaft sich die Erziehung des Knaben äußerst angelegen seyn ließ, so bemühte sie sich hiernächst, denselben vorzüglich vor den Mährchen der abergläubischen Wärterinn oder Anderer zu bewahren. Er wurde früh

zur Furchtlosigkeit und Unerfrockenheit gewöhnt. Die Mutter nahm ihn oft an einem ganz dunkeln Abend, und führte ihn über einen langen Hof, oder in einen Keller, auf den Boden oder in einen Stall, wo es, wie die Mägde sagten, spuken sollte. — Im siebenten Jahre wurde er in die Schule geschickt. Wenn aber der Knabe etwas versehen hatte, oder sich gegen den Vater oder gegen die Mutter unartig betragen hatte, so durfte er nicht zur Schule gehen, dadurch wurde ihm der Besuch der Schule als eine Belohnung in dem angenehmsten Lichte dargestellt.

Beym Schulunterrichte unterwies ihn aber auch unsere Maria zu Hause, so oft sie Zeit dazu hatte, selbst, machte ihn aufmerksam auf das, was er hörte, was er sah, und erklärte es ihm, so gut sie es vermochte. Insbesondere, forschte sie bey ihm, so oft er den Mund zum Reden öffnete, ob er wohl dabey denke? — So machte sie es mit allen ihren Kindern; — denn sie gebar noch 2 Töchter und 3 Söhne. Auf die Bildung der Töchter verwandte sie aber als Mutter die meiste Sorgfalt. Sie glaubte, daß ein dummes und unerzogenes Mädchen nie eine gute Hausfrau werden könne. Den Katechismus auswendig und ohne Verstand hersagen, und eine Suppe nochdürstig kochen können, hielt sie nicht für hinreichend. — Sie selbst war in ihrer Gottesverehrung sehr eifrig; sie sprach von ihrem Schöpfer mit der liebevollsten Ehrfurcht; versäumte ohne dringende Abhaltung (welche nur Krankheit seyn konnte) nie die kirchliche Gottesverehrung, zu welcher sie auch ihre Kinder und ihr Gesinde fleißig anhielt. — Lästerungen und alle Arten von unglimpflichen Beurtheilungen der Fehler Anderer konnte sie durchaus nicht ausstehen. Hiervon ein kleines Beyspiel. Es war zu ihrer Zeit sehr gewöhnlich, daß man sich an den schönen Sommerabenden vor die Thür setzte, um die kühlende Abendluft zu genießen. Das pflegte auch zuweilen unsere Maria zu thun. Einstmahls gesellte sich eine ihrer Nachbarinnen zu ihr, both ihr einen guten Abend, und sagte: »Haben Sie wohl auch, Frau Nachbarinn von der Geschichte gehört, die sich mit der Frau J., die gerade gegen über wohnt, welche die langen, breiten Zähne und die triefenden Augen hat, ge-

stern Abends zugetragen hat, die . . . « Hier fiel ihr Maria in die Rede und sagte: »Meine liebe Frau, es ist thöricht alles zu glauben, was der Pöbel sagt. Wir wenigstens wollen nicht richten, wir wissen ja nicht, ob sich die Sache wirklich so verhält, wie sie erzählt wird, und wie Sie mir sie wahrscheinlich auch erzählen wollten! Und gesetzt auch, sie wäre so, thäten wir nicht besser, wir besuchten die Frau einmahl, und warnten sie freundschaftlich, sich doch in Acht zu nehmen, daß sie dem Pöbel keine Veranlassung zum Plaudern gebe?« »Ach!« versetzte die Nachbarinn, »wer wollte sich die Mühe geben, das verdient sie nicht; — ich habe sie nie ausstehen können, ich kenne sie von der Zeit an, als sie 14 Jahre alt war. . . .« Maria, der die längere Erzählung dieser Lasterzunge überdrüssig war, stand, nachdem sie ihr noch einige derbe Lectionen erteilt hatte, auf, rief die Magd, welche die Fensterladen zumachen sollte, und ging unter Anwünschung einer guten Nacht in ihr Haus.

So eine große Feindinn sie aber von dergleichen verleumderischen Gesellschaften auch war, eine eben so große Freundinn war sie von lehreichen und nützlich unterhaltenden Zusammenkünften kluger und tugendhafter Bürgerfrauen. Sie schug die Einladungen dazu nur alsdann aus, wenn sie wichtige Hausgeschäfte davon zurück hielten. —

Gegen ihren Gemahl war sie bis zur Eifersucht (der einzige Flecken in ihrem Gemahlde) zärtlich. Wenn sich Trübsinn zuweilen über seine Stirn verbreiten wollte, so küßte sie ihn, und suchte durch ihre Gespräche den Trübsinn, welchen ein unbilliger Prozeß, den ein Anderer mit ihm führte, veranlaßte, zu verschweigen. —

Ihr Puz war nicht außer der Mode, sondern derselben gemäß, wenn diese nämlich ehrbar und wohlständig war, und ihren Stand und ihr Vermögen nicht überschritt. — Ihr Zimmer und die Wohnstube fand man zu jeder Zeit reinlich und nett. Jedes Geräth stand am rechten Orte. Sie pflegte immer zu ihren Töchtern zu sagen: »Kinder! Ordnung ist die Seele des Hauswesens.« —

Übrigens liebte sie die Mäßigkeit in allen sinnlichen Vergnügungen. Von Jugend auf zur ruhigen Ertra-

gung dessen, was sie nicht ändern konnte, gewöhnt, war sie frey von allem Aerger. Daher erhielt sie die blühende Munterkeit auf ihrem Gesichte bis in ihr Alter. In ihrem fünfzigsten Jahre sah sie alle ihre Kinder versorgt, und durch die beyden ältesten war sie schon Großmutter geworden. — Der Abend ihres Lebens war nicht minder schön, als der Frühling desselben gewesen war. Sie ging in ihrem 79. Jahre in das Land der Unsterblichkeit über, nachdem sie einige Tage vor ihrem Abscheiden noch ihre Kinder, Enkel und Urenkel gesegnet, und ihnen noch manche rührende Ermahnungen gegeben hatte. — O beglückte Maria! möchtest du doch sehr viele Nachahmerinnen haben!!! — — —

2. Das Laster hat unausbleibliche Folgen, oder eine schlechte Kindererziehung strafft sich oft schrecklich. Eine warnende Geschichte.

Christoph Böse hatte einen Vater, der ein Tischler war, ein fleißiger und ehrlicher Mann, der aber in der Erziehung seines Sohnes äußerst nachlässig war. Es wurde zwar Christoph manches Mahl in die Schule geschickt, doch nur ganz kurze Zeit, und nur deshalb, daß er nur confirmirt werden konnte. Die Mutter, deren Liebling er vorzüglich war, verzärtelte ihn ganz außerordentlich, und entschuldigte alle seine leichtsinnigen Streiche, ja wohl auch die schon mit unterlaufenden Bosheiten mit den unsinnigen und verderblichen Worten: Jugend hat nicht Jugend. Christoph wurde 14 Jahre alt, angehalten, das väterliche Handwerk zu erlernen, und im 17. Jahre wurde er Geselle, nach der Handwerksprache: er wurde freygesprochen. Hierauf schickte ihn sein Vater auf die Wanderschaft, nachdem er ihm das Felleisen mit Kleidung und Wäsche, den Beutel aber mit gutem Thalem angefüllt hatte. Christoph ging singend vom Hause. Er kam nach einer ziemlich weiten Reise bey einem Meister, der eine ansehnliche Werkstatt hatte, in Arbeit. Hier fühlte sich Christoph sogleich in seiner Gesellenwürde, indem er den Lehrlingen, wenn er ihn ansah, mißhandelte. Verführerische Gesellschaf-

ten, in welche er am blauen Montage gerieth, verleiteten ihn zum Laster des Spieles und des Trunkes. Sein Wochenlohn ging oft in einem Nachmittage drauf. Reichte es aber nicht hin, so borgte er von seinen Mitgesellen; und als diese ihm den Credit versagten, verkaufte er seine Kleidungsstücke und seine Wäsche. Er gab sich auch viele Mühe, die Gunst der Meisterstöchter zu erhalten; allein diese begegnete ihm spröde, und wies ihn mit der schönsten Begegnung ab. Daher machte sich Christoph an die Hausmagd, bey welcher er um so viel eher Gehör fand, je öfter er sie des Sonntags zum Tanze führte. Diese war aber eine so listige Dirne, daß sie ihm alle seine Barschaft nach und nach abschwangte.

Hey diesen Ausschweifungen ließ es aber Christoph nicht bewenden, sondern er spielte auch den Renomisten (Großthuer) unter den Gesellen. Als sich einstmahls sein Meister über seine schlechte Aufführung beklagte und sich dabey der Worte bediente: es wäre fast kein rechtshaffener Geselle mehr im ganzen Orte, so verdros dieses den empfindlichen Christoph so sehr, daß er in dem Augenblicke die Arbeit niederlegte, auf die Herberge ging, und die in der Feyerstunde größten Theils zusammenkommende Bruderschaft aufrührisch machte. Er erzählte ihnen, was sein Meister gesagt habe, und zeigte ihnen, daß durch diese Worte die ganze Bruderschaft beleidiget worden sey, wer daher ein rechtshaffener Geselle sey, auch Ehre im Leibe habe, der solle diesen Schimpf zu rächen suchen. Bey diesen Worten löschte er das Licht aus, verstellte seine Sprache (damit ihn keiner kennen und verrathen möchte) und schrie: »Ein Schurke der morgen arbeitet!« Sogleich hobte ein jeder sein Felleisen und eilte auf die Herberge zurück. Hernach vereinigten sich alle Brüder, den Herbergsvater trunken zu machen, und die Gesellenlade zu rauben, welches auch geschah. Sie zogen in der Nacht mit ihrer Lade zur Stadt hinaus. Als Christophs Vater von der Aufführung seines Sohnes Nachricht erhielt, schrieb er an ihn folgenden Brief: »Was höre ich von dir mein Sohn, du bist ein Aufrührer geworden? Soll ich mein graues Haupt mit Herzeleid in die Grube bringen? Ich und deine Mutter betrüben uns

sehr! O hätten wir dich doch fleißiger in die Schule geschickt, das uns unser Herr Pfarrer so oft sagte! Aber wir hätten nicht geglaubt, daß du so böse werden könntest! Kehre daher doch um von deinem gottlosen Wege und werde ein anderer Mensch, jetzt, da es vielleicht noch Zeit ist, damit dich nicht der Fluch deines so sehr gebeugten Vaters treffe.

Als Christoph diesen Brief gelesen hatte, zerriß er ihn, und zündete seine Tobakspfeife, die er gerade gestopft hatte, damit an. Kaum aber hatte er einige Züge gethan, so wurde das ganze Wirthshaus, worin er sich sammt seinen Cameraden befand, von Wache umringt. Christoph stand eben am Fenster, sah hinaus, und fragte trotzig. Was sie wollten. Der, welcher die Wache anführte, sagte: sie seyen von der Obrigkeit geschickt, sämtliche hier im Hause sich befindenden Gesellen in Verhaft zu nehmen. Christoph schlug mit einem Hohngelächter das Fenster zu, und rief seine Cameraden im Hause zusammen, da sie in verschiedenen Winkeln lagen, und ermunterte sie zum tapfern Widerstande. Weil aber die Wache stark und mit Waffen gut versehen war, half hier kein Widerstand, sondern die Rebellen mußten sich ergeben, ins Gefängniß wandern, und bey der gewöhnlichen Gefangenkost zwey Tage und zwey Nächte ausharren. Die Sache wurde unterdessen genauer untersucht, und sie mußten nach einem neuen Verwahrungsorte marschiren. Hier wurde die Sache noch genauer untersucht; Christoph hatte zwar bey der ersten Gefangennehmung versucht, seine Cameraden zu bereden, daß sie ihn nicht als Anstifter verrathen sollen, allein einer von ihnen, der noch nicht so schlimm war, als die Anderen, wurde theils durch die künstlichen Fragen des Richters, theils auch durch Drohungen und Verheißungen einer gelinderen Strafe dahin vermocht, daß er Christophen als Urheber der ganzen Sache anzeigte. Nun gestand es Christoph ebenfalls, und er mußte zur Strafe zwey Monathe im Zuchthause sitzen mit Willkommen und Abschied, das heißt, er bekam sogleich 25 Hiebe, so wie zum Abschiede wieder so viele, darauf wurde er aus dem Lande verwiesen.

So wanderte denn Christoph mit juckenden Rücken

zum Thore hinaus. Aber ungeachtet des frischen Andenkens seiner Züchtigung, trat doch sein Muthwille gleich darauf wieder ein. Er kam nämlich durch eine Stadt, wo viele Juden wohnten, welche eben ihre lange Nacht (Jom Kippur) feyerten, und aus der Synagoge kamen. Einem von diesen warf er ein Stück Mettwurst, welches er gerade verzehrte, in den Bart. Aber Christoph wäre beynabe von den herzuströmenden Juden erschlagen worden, wenn er sich nicht auf eine listige Art gerettet hätte. Jetzt ging er entblößt von allem Gelde weiter, fand nirgends Arbeit, und focht (bettelte) sich durch mehrere Städte, bis er in eine Stadt kam, wo er Arbeit gewiß zu finden hoffte, weil ihm einer seiner Cameraden gesagt hatte, daß hier viele Messarbeiten verfertiget würden, da der Ort starken Verkehr mit Frankfurt am Main habe. Dieses war auch der Fall. Er wurde durch den dortigen Herbergsvater gleich am Tage seiner Ankunft an einen Meister gesandt, und dieser Mann machte aus der Noth eine Tugend, das heißt, ob er gleich dem Christoph nicht viel Geschicklichkeit zutraute, sondern den Vogel an den Federn zu erkennen glaubte. — Er nahm ihn in seine Werkstatt auf. Die ersten 14 Tage war er fleißig und ziemlich ordentlich. Er dachte an den rührenden Brief seines alten Vaters. Er besuchte auch die beyden ersten Sonntage das Gotteshaus, und schien wirklich auf seine Besserung zu denken. Allein kaum hatte er wieder einige Gulden verdient, so ging es wieder auf die alte Weise. Am 3. Sonntage endlich ging er in eine Schenke, worin getanzt wurde. Hier bekam er mit einem Anderen, wegen eines Mädchens, welches ihm dieser im Tanze weggenommen hatte, und worauf er nähere Ansprüche zu haben glaubte, Händel. Der Andere ein starker Mensch, der das Ding unrecht verstand, warf ihn zur Thür hinaus, und gab ihm eine tüchtige Tracht Prügel: mit der Warnung, sich künftig vor Streit zu hüten. Mein Christoph ging in aller Stille nach Hause, und legte sich zu Bette. In der Nacht hatte er das Fieber bekommen, so das er am andern Morgen nicht arbeiten konnte. Der Meister, welcher von der Geschichte gehört hatte, jagte Christoph fort. Nun war guter Rath theuer. Er ließ sich erst

auf der Herberge curiren, mußte also die wenigen Kreuzer die er noch hatte, hingeben, und sodann mit 2½ Kreuzer zum Thore hinaus wandern. Ein kleines Bündel auf dem Rücken, um das Doppelte kleiner, als damals, da er vom Hause zog, war alles, was er besaß. Er ging trotz seiner traurigen Umstände von einer Stadt zur andern mit stolzem Schritte, und kam in einer Universitäts-Stadt an. Er ging hier quer über den Markt, als ihm ein Student aufstieß, der eben aus dem Collegio (Versammlung) kam, und im Gehen über das Gehörte nachdachte. Dieser kam dem Handwerksburschen gerade auf dem breiten Steine entgegen, und schleuderte ihn durch einen heftigen Seitenstoß so, daß Christoph mit seinem Bündel im Kothe lag. Dieser aber erhob sich, und versetzte dem Studenten einen Hieb mit seinem dicken Wanderstabe. Allein da dem Studenten sogleich eine Menge daher kommender Brüder zu Hülfe eilten, so mußte Christoph in aller Eile in's nächste Haus sich retiriren. Weil er nun hier doch auf keinem Falle sicher seyn konnte, da die Studenten, welche überhaupt gegen Alles, was nicht Student ist, einen Erbhaß zu haben scheinen, ihm nachtrachteten, so hielt er es für rathsam, sich heimlich davon zu machen, welches noch in derselben Nacht geschah. Er ging daher in die nächste mehrere Stunden entfernte Stadt; es wurde hier gerade das Frohnleichnams-Fest gefeyert, und in einer feyerlichen Procession durch die Stadt das Allerheiligste herum getragen. Christoph, der bloß aus Neugier dieser Procession zusah, behielt seinen Kopfdeckel getrost auf. Kaum aber hatte dieses ein eifriger Katholik bemerkt, als auch ein Prügelregen auf seinen Rücken herabsiel, und er froh war, das Reishaus nehmen zu können.

Christoph war nun das Handwerksburschen-Leben satt. Er glaubte mehr Freyheit genießen zu können und seine bösen Streiche besser auszuüben, wenn er Soldat würde. Er ließ sich also im Jahre 1757 von einem preussischen Werber als Soldat anwerben; kam aber unter ein so genanntes Freykorps, weil er für ein Linien-Regiment nicht für annehmbar gehalten wurde. Hier mußte er brav exerciren, wobey es aber nicht ganz ohne fühlbare Demonstrationen (Prügel) abging.

Doch die strenge Mannszucht, welche dabey herrschte, die Ordnung, an die sich Christoph gewöhnen mußte, der er vorher immer entgegen gehandelt hatte, und die genaue Aufsicht, die man auf ihn hatte, stand ihm so wenig an, daß er bey dem nächsten Ausrücken in's Feld desertirte und zu den Franzosen überging. Als nun diese Armee von den Preußen bey Rosbach theils geschlagen, theils gefangen wurde, so kam Christoph auch mit in Gefangenschaft. Er wurde als vormahliger Deserteur erkannt und mußte zwölf Mahl die Gasse spazieren. (Spießruthen laufen) — Nun wurde Christoph von Tag zu Tage wilder, sein süßliches und verhärtetes Herz war gegen alles Gute verschlossen. Er soff, fluchte, schweifete auf alle Arten aus, ja raubte, wo er nur konnte. — Als er nun in den Winter-Quartieren in Sachsen seine Wirthin auf das grausamste mißhandelt hatte, so wurde er deshalb von seinem Obersten gebührend bestraft. Dieses verdrosß ihn aber so sehr, daß er zum zweyten Mahle zu desertiren wagte. Er wurde aber in

einem nicht weit entlegenen Dorfe eingehohlt, und durch ein Kriegsgericht zum Galgen verurtheilt. — Nun erst gingen ihm die Augen auf. Jetzt dachte er an sein voriges Leben zurück. Er bath sich den Feldprediger aus, welcher auch zu ihm ging, sich von ihm diese seine Lebensgeschichte erzählen ließ, und ihn darauf zur Reue und Buße ernstlich ermahnte. Wir wollen hoffen, daß diese Ermahnungen auf sein Herz gewirkt haben mögen. — Christoph nahm nun ein schreckvolles Ende. —

Hier sieht man, welch Elend schon auf dieser Welt das Laster nach sich zieht! — O Altern! zittert über die unausbleiblich schrecklichen Folgen einer vernachlässigten Kindererziehung! — Und du o Jüngling, du magst seyn daheim oder in der Fremde, bedenke: daß Gott fürchten, die Sünde meiden, und Gutes thun, der Grund aller wahren Glückseligkeit ist! So wie im Gegentheil Gottesvergeßlichkeit und Zügellosigkeit alle Mahl früher oder später bestraft wird.

Bürgerpflichten, wie sie die Natur und Dankbarkeit gegen den Monarchen und das Vaterland eingeben.

1. Das Vaterland soll man lieben.

Treuhold, ein begüterter, gelehrter und tugendhafter Privat-Mann, hatte sich dem Geräusche der Welt entzogen, um den Rest seiner Tage in ruhiger Stille, und entfernt von allen Geschäften auf seinem Landgute zuzubringen. Sein Freund Redlich überführt ihn aber durch triftige Gründe, daß es Pflicht sey, dem Vaterlande zu dienen, das Vaterland zu lieben, und alle seine Kräfte zum Besten des Ganzen anzuwenden. — Dieses als Anleitung zum Folgenden.

Treuhold suchte seinen Entschluß durch folgende Meinungen zu rechtfertigen. Er sagt: Es ist zuträglich, daß man allen mühsamen Arbeiten ausweiche, und es in der Welt gehen lasse, wie es geht, daß man alle seine Sorge nur auf seine eigene Erhaltung und sein eigenes Vergnügen richte.

Es ist ein bloßes Blendwerk, von Philosophen und Gesetzgebern erfunden, daß man sein Vaterland, welches mancher kaum kennt, lieben, und sich dafür aufopfern soll. Ich bin unabhängig und frey, bin mein eigener Herr; ich überlasse unruhigen Thoren die Träumereyen betriegerischer Hoheit und Größe, nach welchen sie jagen; ich lache über die Wünsche der Ehrgeizigen, die doch Alles im Tode verlassen müssen. Ich bin stolz über die Vortheile, die ich besitze, und setze mich über die Urtheile der ganzen Welt weg. Diese ganze Welt geht mich nichts an, ich brauche ihrer nicht, so wie hinwieder auch die Welt meiner fählich entbehren kann, da es ohnehin schon eine überflüssige Anzahl an Menschen gibt, die sich nach Aemtern und Bedienstungen sehnen. Das Verdienst wird selten erkannt, und es schmerzt gar sehr, wenn man seine Zeit, seine Ruhe,